



Wohnen in der Stadt ist komplex – und meist viel zu eng für Kinder und Jugendliche

Foto: Andrea Damm, pixelio.de

Städte sind für Menschen da

Auf gute Nachbarschaft!

Seit Jahren ist es nichts Neues – und doch akut; und schwierig zu lösen: Lebensräume in München werden immer kleiner und rarer. In einer nachverdichtenden Stadt ist jede Form von Raum von verschiedenen Interessen und Interessengemeinschaften hart umkämpft. Das betrifft natürlich zunächst das Thema Wohnen.

Es wird aber noch aktueller und komplexer, wenn es über das reine Wohnen hinausgeht. Mit der Verteuerung der Wohnfläche müssen sich Familien auf immer weniger Raum beschränken. Dadurch werden gleichzeitig für Kinder und Jugendliche Raum und Zeit außer Haus bedeutsamer, denn für Freizeit und Spiel ist in den meisten Wohnungen kaum Platz. Immer häufiger leben Kinder und Jugendliche dort, wo sie ständig Rücksicht auf die Nachbarschaft nehmen müssen. Konnte man früher regelmäßig einen Freund besuchen, weil er einen Garten hatte und im Wohnzimmer viel Platz für Lego war, gibt es einen solchen Freund heute kaum noch. Dabei geht es beim Thema Lebensräume nicht nur um individuelle Freiräume. Es geht dabei auch um die Qualität des Miteinanders, der Begegnung. Nicht individuelle Freiräume gilt es, in den Fokus zu nehmen, sondern das Thema Nachbarschaft.

Gemeinsam Zeit verbringen

In der Schule ist der Tischnachbar von Bedeutung. Wenn zu Beginn des Jahres eine neue Sitzordnung gemacht wird, ist nicht nur entscheidend, wer der unmittelbare Nachbar ist. Es werden ganze Teile des Klassenzimmers versucht so zu besetzen, dass eine Clique beieinander ist. Miteinander und beisammen sein, sich gegenseitig helfen - das hat einen hohen Stellenwert.

Eigentlich sollte sich dies auch in unseren Wohnräumen und den öffentlichen Räumen abbilden. In einer zunehmend individualisierten Gesellschaft, in anonymen Städten, bei der Errichtung neuer Wohnquartiere und einer hohen Anzahl alleinstehender Personen in München ist eine aktive Nachbarschaft von großer Bedeutung, nicht nur für Kinder und Jugendliche. Dafür wird Platz benötigt, eine kommunikative Architektur mit Hinter-

Ich finde, Nachbarschaft ist je nach Kultur unterschiedlich. In Griechenland habe ich das Gefühl, dass die Menschen viel hilfsbereiter sind. Jeder kennt jeden. Hier in Deutschland empfinde ich das nicht so. Vielleicht ist es aber auch der Unterschied zwischen Stadt und Land.

Maria (16)*

höfen, Grünanlagen, Sitzgelegenheiten und Spielplätzen. Wir Stadtmenschen, vor allem die Kinder und Jugendlichen, brauchen die Möglichkeit, sich in den Wohnanlagen und im öffentlichen Raum zu begegnen – ohne sich dazu verabreden zu müssen.

Wir brauchen Plätze, an denen man einfach mal sein darf und sitzen kann – ohne die Pflicht zum Konsum. Gerade die Zuwanderung

* Statements aus dem RIVA NORD, KJR

von Menschen mit Fluchterfahrung erfordert in den Städten Flächen, die es ermöglichen, aus der Anonymität der Nachbarschaft auszubrechen und gesellschaftliche Teilhabe zu erleben. Daneben braucht es Orte, die die Wohnanlagen verbinden und den Gemeinschaftssinn stärken. Für Kinder und Jugendliche sind das beispielsweise die Freizeittreffs. Ihr Erhalt und ihre Förderung, aber auch ihre vernetzende und synergetische Arbeit im Stadtteil werden immer wichtiger. Durch ihre Angebote, ihre Kooperation mit Schulen und auch durch die Überlassung ihrer Räume werden sie zu Orten gelebter Nachbarschaft.

Nachbarschaft ist manchmal schwierig. Wir sind mit dem Bild des Nachbarn Paschulke von Peter Lustig bei „Löwenzahn“ aufgewachsen. Ein Grantler, dessen Lebensraum wir nie kennenlernen durften und der uns immer ein wenig fremd bleibt, der es gerne ruhig, ordentlich und sauber hat. Einer, der einen vertreibt, weil er es nicht ertragen kann, dass man einfach so in der Sonne sitzt. Einer, der Probleme hat, wenn man Bienen hält, Lagerfeuer macht oder ein Schlagzeug ausprobiert. Aber eigentlich auch ein herzenguter Mann, der sich öffnet und interessiert zeigt, wenn man auf ihn zugeht.

Nicht anders gestaltet es sich bis heute mit den Nachbarn. Es erfordert stets ein gegenseitiges Aufeinander-Zugehen und respektvolle Auseinandersetzung. Dazu muss Stadt so geplant sein, dass es Flächen gibt, die man miteinander teilen kann. Architektur und Stadtplanung müssen Begegnung und Austausch im öffentlichen Raum wollen, fordern und fördern.

Nachbarschaft erkunden können

Wo Nachbarschaft anfängt, ist klar. Aber wo hört sie auf? Die Jugendsprache verwendet für Nachbarschaft synonym den Ausdruck „meine Hood“ oder „mein Block“. Lebensräume haben immer etwas mit der eigenen Wahrnehmung zu tun und werden auf individuelle Weise erschlossen. So ist das eigene Viertel meist nicht anhand der Stadtteil- oder Bezirksgrenzen gezogen, sondern entlang von Spielplätzen, Bäckereien und U-Bahn-Stationen. Zunehmender Verkehr, unübersichtliche Straßenführung, Vermischung von Geh- und Radwegen sorgen dafür, dass die Erschließung des eigenen Stadtteils Kindern und Jugendlichen immer später gelingt. Denn die eigene Hood beginnt mit der selbständigen Fortbewegung: Allein zum Kindergarten oder zur Grundschule laufen, für die Eltern eine Besorgung machen und dabei auf dem Weg sein Taschengeld für Kaugummi ausgeben.



Foto: Max Müller, pixelio.de

Auch deshalb ist es wichtig, dass auf den akuten Wohnungsmangel keine anonymen und rein funktionalen Stadtteile folgen. Der erlaubte Radius ist beschränkt – und die Realität von Kindern und Jugendlichen beschränkt sich sehr lange auf diesen Radius. Großflächige Grünanlagen wie der Englische Garten oder der Olympiapark sind sicher wichtige Naherholungsgebiete. Doch jeder Bezirk und jedes neu bebaute Gebiet braucht selbsterschließbare Räume, die Möglichkeiten zum Sein und Spielen bieten. Mit einer Baumbepflanzung entlang der Straße und einer Parkbank unmittelbar an der Wohnanlage ist es nicht getan. Ob Treppenstufen bei einem Brunnen, Tischtennisplatten oder ein Jugendtreff – das sind wichtige Bestandteile einer Stadtgestaltung, die Kindern und Jugendlichen signalisiert „Hier seid ihr willkommen“.

Marina Lessig,
Vorstandsmitglied, KJR

Lern- und Lebensort „Hood“

Neuperlach is my hood

Schlägt man im Wörterbuch nach, findet man unter dem Eintrag „Hood“ mehrere Übersetzungsvorschläge, die von „Motorhaube“ und „Kapuze“ über „Ghetto“ bis „Nachbarschaft“ oder „Kiez“ reichen. Trotz dieser verschiedenen Wortbedeutungen ist damit das Gefühl von „Hood“ ganz treffend umschrieben. Eine etymologische Spurensuche mit David Mayonga aus München.

„Das Wort ‚Hood‘ stammt zwar aus dem Rapper-Milieu in den USA; die Jugendlichen in Deutschland verwenden ihn inzwischen aber auch ganz selbstverständlich. Um das Wort und seine Bedeutung zu verstehen, muss man allerdings die vermuteten Wurzeln aus dem Gangster-Bereich kappen und genauer hinsehen“, erklärt David, den viele besser unter seinem Künstlernamen Roger Rekluss kennen. David ist Multitalent und als Rapper bestens mit den Feinheiten der Sprache junger Menschen vertraut. Nicht zuletzt deshalb, weil er seit vielen Jahren aktiv die Jugendkulturszene in München weiterentwickelt hat – immer wieder pädagogische Projekte im Musikbereich betreut.

Die „Hood“ stiftet Identität

Vordergründig würde man „Hood“ als Nachbarschaft übersetzen. Doch auch diese Übersetzung greift zu kurz. „Hood“ ist der (Sozial-)Raum, mit dem ich mich identifiziere. In diesem Raum existieren Regeln. Die Kenntnis dieser Regeln und deren Einhaltung machen die Jugendlichen zum Teil und Gestalter dieser „Hood“. Abgrenzung nach außen – Identitätsbildung nach innen.

Nachbarschaft bedeutet unter anderem, dass man sich gegenseitig Sachen leihen kann und auch für längere Zeit behalten darf.

Markus (14)

Das bedeutet andererseits, dass man seine „Hood“ immer dabei hat. Wenn man später sein Viertel wegen einer Berufsausbildung, einem Job oder der großen Liebe verlässt, bleibt man dennoch Bestandteil dieses Teils der Stadt, in der man groß geworden ist, seine „Kämpfe“ im Erwachsenwerden ausgetragen hat.

„Diese Beziehung ist durchaus wechselseitig“, sagt David. „Respekt ist dabei

ein wichtiges Stichwort. Die Jugendlichen bringen den Menschen und den Regeln in der ‚Hood‘ größtmöglichen Respekt entgegen. Umgekehrt respektiert die Community in der ‚Hood‘ ihre Kinder und setzt ihnen manchmal – oft in Form von großflächigen Graffitis – ein Denkmal.“

Wir sprechen übrigens nicht nur von New York oder Los Angeles. Die „Hood“ gibt es auch in Berg am Laim, Neuperlach oder im Hasenberg. Deutlich wird das unter anderem, wenn Jugendliche ein Jugendzentrum in einem anderen Stadtteil besuchen. Das ungeschriebene Gesetz kennen alle: Du kannst zu uns kommen, wenn du dich an unsere Regeln hältst. „Hood“ bedeutet also nicht zwingend Abschottung und Ausschluss. Die Verwendung des Begriffs



Nicht unbedingt schön – aber meine „Hood“

Foto: Christian Beuchel, pixelio.de

ist eher mit einer Art „Revierpinkeln“ zu vergleichen. Die Überschreitung der räumlichen Grenzen der „Hood“ hat dabei durchaus etwas mit Mutprobe zu tun. David erzählt: „Wir wollten mit unseren Jugendlichen aus Berg am Laim für einen Rap-Workshop in ein Jugendzentrum ins Hasenberg fahren. Als wir zurückkamen, fragten die anderen ganz interessiert: Und wie war es dort? Gemeint war tatsächlich, ob man klargekommen war in der ‚Hood‘ der anderen Jugendlichen.“

Veränderungen sind schwer

In seine „Hood“ wird man zufällig reingeboren. In Ballungsräumen, wo die Menschen besonders dicht zusammenleben müssen, formiert sich aus diesem zufälligen Hineingeborenen eine Haltung: Ich komme zwar aus dem „Viertel XY“ – und ich schaffe es trotzdem!, so die Botschaft.

Wenn nun die „Hood“ der eigene Kosmos ist, den es zu vertreten und im Ernstfall auch

In Bezug auf einen Sitznachbarn im Bus oder in der Schule gilt bei mir – vor allem morgens – mich bitte in Ruhe zu lassen und mich nicht anzusprechen.

Chris (15)

zu verteidigen gilt, wäre es naheliegend, dass diese Nachbarschaft es den Jugendlichen möglichst leichtmacht, ihre „Hood“ in ihrem Sinne zu verändern. „In Deutschland und insbesondere in München ist es schwer, seine ‚Hood‘ selbst zu verändern“, so David. „Der wirtschaftliche Druck ist groß und die Leute sind meist gezwungen, die Wege zu gehen, die schon viele vor ihnen gegangen sind. Da unterscheidet sich übrigens das Hasenberg kaum vom Glockenbach-Viertel.“

Aber die „Hood“ wäre nicht die „Hood“, würden unter solch ungünstigen Voraussetzungen die Jugendlichen nicht doch eigene Wege finden, ihre Ideen und Wünsche

auszuleben. David: „Wenn in Neuperlach Jugendliche irgendeinen Kasten anmalen wollen, werden sie das tun. Die Leute sind hier besonders stark darin, einen Ort nach ihren Bedürfnissen umzuwidmen. So erobern sie sich ihre Lebensräume in der Stadt.“

Die „Hood“ verbindet auf lange Zeit. Auch wenn man in eine andere Stadt oder gar ins Ausland zieht – das Interesse an seiner „Hood“ reißt nicht ab. Und wenn es nur deshalb so ist, um zu zeigen, dass man es geschafft hat. Hierin unterscheiden sich übrigens Jugendliche aus Hintertupfing nicht von denen aus der Stadt. Die „Hood“ ist für alle eine Art Sozialisationsinstanz.

„Für mich bedeutet ‚Hood‘ übrigens mehr als nur ‚Heimat‘. Es ist der unmittelbare Lebensraum, der mich umgibt und der mich fordert – und oft genug auch fördert.“ Oder übersetzt: This is my hood – and dort bin i dahoam.

Marko Junghänel

Einschränkung von Lebensräumen durch Nachbarschaftsprobleme

Das nervt!

So einfach ist die Sache leider nicht: Sich auf die Position zurückziehen, dass man schließlich zuerst da war und damit „ältere Rechte“ hätte, greift weder für die eine noch die andere Seite. Dabei nerven Nachbarschaftskonflikte immer. Eine Lösung ist nötig. Es geht schließlich um Lebensräume von Kindern und Jugendlichen.

Die Attraktivität Münchens hat einen Nachteil: Der Zuzug von Menschen, die hier leben und arbeiten wollen, ist ungebrochen. Eine Folge ist die weitere Verdichtung der Stadt. Wie belastbar sind dann Nachbarschaftsverhältnisse? Vor allem – wie arrangieren sich beispielsweise Bewohnerinnen und Bewohner mit Freizeitstätten, die in unmittelbarer Nachbarschaft liegen?

Beispiel soundcafe

Der Name verrät es: Hier wird Musik gemacht. Inzwischen gehört die KJR-Einrichtung zu den wichtigsten Orten der Nachwuchsförderung. Hier können Bands proben, es gibt Konzerte – zudem organisiert das Team Workshops oder überlässt die Räume zur privaten Nutzung. Hier hat das pralle und vielseitige Musikleben der Stadt ein Zuhause gefunden. Und die Nachbarn? Andreas Seidel, verantwortlich für den Musikbereich im Haus: „In der Nachbarschaft gibt es seit Jahren vereinzelte Beschwerden. Dahinter steckt, dass man nicht nur uns als Jugendeinrichtung weghaben will, sondern am liebsten auch gleich den benachbarten Kindergarten.“ Das Haus wurde vor knapp 30 Jahren in Betrieb genommen und war von Beginn an als



Probleme mit der Nachbarschaft gibt es immer wieder in den Freizeitstätten, beispielsweise wegen Lärm- oder Rauchbelästigung.

Foto: ASP

Jugendkulturwerkstatt geplant. Hinweise seitens des Trägers, dass deshalb die Schallschutzdämmung besonders sorgfältig ausgeführt werden müsse, nahm man damals wohl nicht so ganz ernst. „Wir müssten eigentlich sofort Geld in die Hand nehmen, um das Dach und die Fenster schalldicht zu machen“, so Seidel. Inzwischen bewegt man sich auf schmalen Grat. Konzerte dürften eigentlich nur noch sehr eingeschränkt stattfinden. „Musik ist aber essentieller Teil jugendlicher Lebenswelten. Insofern betrachte ich die Auflagen im Betrieb schon jetzt als Einschränkung der Lebensräume junger Menschen. Eine Stadtgesellschaft muss dieses Nebeneinander aushalten – zumal wir von unserer Seite aus

sehr kompromissbereit sind.“ Im Falle des soundcafe könnte das Problem in der Tat mit einer Investition gelöst werden. Anders sieht es bei anderen Einrichtungen aus.

Beispiel Abenteuer-Spiel-Platz Neuhausen (ASP)

Das Angebot der Einrichtung besteht eben nicht aus Bastelabenden oder gemeinsamen Sudoku-Sessions. Susanne Kußmaul, Leiterin des ASP, verweist zwar darauf, dass der Abenteuerspielplatz lange vor der Errichtung der neuen hochpreisigen Wohnungen in der Nachbarschaft eingerichtet wurde, will sich aber nicht auf ein Gewohnheitsrecht des

„Älteren“ zurückziehen: „Die Stadt muss Kindern und Jugendlichen Räume überlassen, ohne sie dabei an die Ränder zu verdrängen. Junge Menschen sollen dort Erfahrungen sammeln können, wo ihr soziales Nahfeld ist. Zu unserem Konzept gehört, den Kindern ganz praktische Dinge zu vermitteln, wie etwa ein Feuer zu machen.“ Das Team des ASP kann dabei auf Erfolge verweisen. „Bevor es die Möglichkeit auf dem ASP gab, legal Feuer zu machen, wurden regelmäßig Mülltonnen oder Telefonhäuschen in Brand gesetzt. Mit

Ich verstehe unter Nachbarschaft, dass alle (vor allem ab dem 2. Stock) immer alles, was so passiert, auf jemand anderen schieben, auch wenn man es gar nicht war.

Malcolm (16)

dem ASP ist dieser Vandalismus fast völlig verschwunden.“ Die Nachbarschaftsprobleme sind in diesem Fall u. a. auf eine fehlgeschlagene Kommunikation zwischen dem Bauherrn und Käufern der Wohnung zurückzuführen. Manchen wurde schlicht verschwiegen, dass es in der Nachbarschaft Einrichtungen für Kinder und Jugendliche gibt. Dem ASP kann man – ebenso wie dem soundcafe – eines nicht vorwerfen: dass sie ohne Rücksicht auf die Nachbarschaft handeln würden. Im Gegenteil – immer wieder sucht das Team den Kontakt

und den Austausch mit der Nachbarschaft, die sich etwa regelmäßig vom Rauch der Feuerstelle belästigt fühlt.

Beispiel Jugendtreff RamPe

Im Falle des Jugendtreffs und des benachbarten Bewohnerzentrum Neuperlach scheinen die Fronten besonders verhärtet. Cornelia Kilgenstein, Leiterin des Jugendtreffs, ist ratlos: „Unser Konflikt schwelt im Prinzip seit 30 Jahren. Ich weiß nicht, wie wir zu einer befriedigenden Lösung kommen sollen. Besonders ärgerlich ist, dass unter diesem Konflikt nicht nur die Einrichtung leidet, sondern vor allem die Nutzer, denen wir die Räume überlassen.“ Lärmbelästigung durch Musik, lautes Lachen und Blendung durch die Beleuchtung des Hauses sind die Argumente, die der Anwalt der benachbarten Beschwerdeführer vorträgt. Auch hier wurde alles versucht, ein gedeihliches Nebeneinander zu ermöglichen – Mediation, Gespräche, versöhnliche Gesten wie ein Blumenstrauß oder Konfekt. Nichts hat genützt. Die Einschränkungen der Lebensräume der Kinder und Jugendlichen sind für Cornelia Kilgenstein ganz real: „Wir dürfen beispielsweise keine Live-Musik machen, Feiern von Nutzerinnen und Nutzern sind massiv eingeschränkt, Kinder und Jugendliche müssen sich ständig in Acht nehmen.“

Besonders ärgerlich ist für das Team, dass sich zu den permanenten Beschwerden wegen Lärmbelästigungen ein deutlicher Unterton von Fremdenfeindlichkeit gesellt. Wenn „Negermusik“ verpönt und die Gäste, die aus verschiedenen Nationen stammen, beleidigt werden, liegen die Ursachen des Nachbarschaftskonflikts möglicherweise ganz woanders begründet ...

Was tun?

Vergleichbar ist bei allen Beispielen, dass die Beschwerden meist nur von einer einzigen Person bzw. einer Familie geführt werden. Gleichzeitig spüren die Einrichtungen oft Solidarität aus dem Viertel. Vergleichbar ist auch das Bemühen der Teams, Konflikte mit der Nachbarschaft zu verhindern bzw. schnellstmöglich eine Lösung zu finden.

Schließlich sind sich alle Einrichtungen darin einig, dass es keine Alternative darstellt, Lebensäußerungen von Kindern und Jugendlichen aus der Stadt zu verbannen und die Häuser an den Stadtrand umzusiedeln. Der Lebensraum Stadt ist auch ein Sozialraum, in dem Menschen lernen müssen, die jeweiligen Bedürfnisse gegenseitig zu respektieren und tolerant zu sein. Anders gesagt: leben und leben lassen.

Marko Junghänel

Wie lebt es sich ...

... im Jugendstrafvollzug?

Im Strafvollzug werden weitreichende Einschränkungen der individuellen Freiheit durchgesetzt. Daher begegnen die Verurteilten im Gefängnis einem hoch verregelten Ort, der kaum Spielraum für jene Aktivitäten lässt, die Menschen außerhalb der Knastmauern als selbstverständlich erachten. Das gilt mit Einschränkungen genauso im Jugendstrafvollzug.

Für Jugendliche zwischen 14 und 20 Jahren gilt ein spezielles Jugendstrafrecht. Darin heißt es beispielsweise: „Die Anwendung des Jugendstrafrechts soll vor allem erneuten Straftaten eines Jugendlichen oder Heranwachsenden entgegenwirken. Um dieses Ziel zu erreichen, sind die Rechtsfolgen und unter Beachtung des elterlichen Erziehungsrechts auch das Verfahren vorrangig am Erziehungsgedanken auszurichten“. Man erkennt also deutlich den Schwerpunkt auf dem Rechtsansatz der Prävention.

Im Jugendstrafrecht steht die Erziehung im Vordergrund. Die entwicklungspsychologischen Probleme und Prozesse des Jugendalters finden Berücksichtigung. Dem jungen Menschen in Haft soll ein adäquates pädagogisches Angebot gemacht werden, um ihm trotz Strafe die Entwicklung zum Erwachsenen zu ermöglichen. Dafür ist pä-



Bestrafung und erzieherische Maßnahme

Foto: lichtkunst73, pixelio.de

dagogisches Personal erforderlich, aber auch bestimmte Angebote, die im Erwachsenenstrafrecht meist nicht zum Tragen kommen. Welche Maßnahmen kann man im Rahmen einer Jugendstrafe anwenden, um die zuvor genannten Ziele zu erreichen? In der Praxis des (Jugend-)Strafvollzugs sieht das so aus, dass in einigen Jugendgefängnissen viele Angebote vorhanden sind, die die jungen Inhaftierten aus ihrer vorherigen Umgebung oder ihrer Familie gar nicht kennen. Dazu gehören beispielsweise eine Cafeteria, Büchereien, eine Bastelwerkstatt oder Fußball-Trainings.

Sogar Urlaub kann der straffällig Gewordene beantragen; auch Besuche in öffentlichen Schwimmbädern oder Einkaufen außerhalb der Justizvollzugsanstalt sind möglich. Damit wird institutionalisierter Freiraum zu einem wichtigen Element des Integrations- bzw. Resozialisierungsprozesses. Die berufliche Förderung der Jugendlichen durch Ausbildungen und Qualifikationskurse bis hin zum nachgeholt Schulabschluss spielt im Jugendstrafvollzug ebenfalls eine wichtige Rolle.

Michael Graber, JIZ, KJR

Lebensraum Schule mitgestalten

Geht doch

Mit dem Lebensraum Schule haben es Kinder oft schwer: Dort verbringen sie sehr viel Zeit – können aber bei der Ausgestaltung dieser Zeit nur sehr begrenzt mitbestimmen. Straffe Lehrpläne und viele zusätzliche Verpflichtungen lassen wenig Spielraum für Partizipation. Das Schulsystem selbst ist darauf wenig vorbereitet. Dazu muss es doch Alternativen geben? Es gibt sie tatsächlich, wie das Modellprojekt am Wettersteinplatz zeigt.

Der Kinder- und Jugendtreff am Wettersteinplatz (FEZI) mit der dort angesiedelten Schulsozialarbeit und die Mittelschule an der Fromundstraße haben in einem gemeinsamen Projekt gezeigt, dass mehr Partizipation im Schulbetrieb möglich ist. Wie kam es zu dem Projekt?

Michael Groha: Das FEZI mit seiner Schulsozialarbeiterin kam mit dieser Idee zu uns. Uns ist wohl ein gewisser Ruf von Offenheit vorausgeeilt. Als stellvertretender Schulleiter kann ich sagen: Wir wollen die Schülerinnen und Schüler in den Schulalltag einbeziehen. **Michael Jaschkowitz:** Die räumliche Nähe zwischen unserem FEZI und der Schule sprach dafür, zusammen etwas Neues zu versuchen. Außerdem ist die Schulsozialarbeit, die in Trägerschaft des FEZI arbeitet, bereits sehr engagiert an der Schule.

Im Kreisjugendring sind die Themen Partizipation, Demokratie und Teilhabe ohnehin seit Langem auf der Tagesordnung. So lag es nahe, ein Modellprojekt zu entwickeln, das den gesamten Lebensraum an der Schnittstelle zwischen schulischer und außerschulischer Bildung umfassen sollte.

Welche Idee steckt hinter dem Projekt?

Jaschkowitz: Das FEZI hat mit der Schulsozialarbeiterin zunächst das Gespräch mit der Schulleitung gesucht, um grundsätzlich zu klären, was möglich ist. Und wir wollten klarstellen, worauf sich alle Beteiligten einlassen würden.

Zunächst wurde also eine Lehrerkonferenz einberufen. Obwohl es um Partizipation in der Schule gehen sollte, war unumstritten, dass es nicht um ein Wunschkonzert der Jugendlichen, sondern darum gehen sollte, dass sie Verantwortung übernehmen können für die Dinge, die ihnen wichtig sind.

An dieser Stelle zeigte sich ein unterschiedliches Verständnis von Partizipation: Für die Lehrerinnen und Lehrer war etwa der Spielgeräteverleih schon ein Zeichen von Mitbestimmung. Uns ging es aber um mehr direkte Verantwortung.

Mitbestimmung also entlang der Lebensrealität von Jugendlichen?

Jaschkowitz: Die Schülerinnen und Schüler sollten zunächst ihren Schulalltag beschrei-



Mitbestimmung ernst genommen – das Projekt zeigt, wie es gehen kann.

Foto: FEZI

ben: Was finden sie gut, was stört sie? Daraus folgte: Was hätten wir gern – und ein Abgleich damit, was tatsächlich zu realisieren ist. Insofern wären eine neue Sporthalle und ein Schwimmbad zwar super – aber eben nicht umsetzbar.

Wichtig war uns, dass die Schülerschaft von Beginn an dabei war – also gab es einen offiziellen Auftakt für sie – mit allen wichtigen Infos. Die Basis des Projekts bildete eine schriftliche Umfrage dazu, wie sie sich an der Schule fühlen. Gleichzeitig haben wir abgefragt, wie und wo sie bereits mitbestimmen können. Schließlich ging es darum, ob sie etwas verändern wollen. Die Nagelprobe war allerdings die Frage, ob sie bereit sind, sich für dieses Mehr an Beteiligung persönlich zu engagieren.

Nachbarn können manchmal sehr nervig sein, z.B. wenn sie aus dem Fenster schimpfen, wenn man auf dem Rasen Fußball spielt, weil man das nicht darf.

Esat (13)

Gab es beim Projekt Denkverbote?

Groha: Nein, es war erst einmal alles erlaubt. Das ist das eigentlich Revolutionäre an einer Schule. Es gab zwar in der Vergangenheit immer wieder Ansätze der Mitbestimmung – aber eben nicht in dieser Konsequenz. Ich hatte das Gefühl, dass die Schülerinnen und Schüler jetzt stolz darauf waren, dass etwas passiert und sie dabei sein können.

Einhellige Begeisterung also?

Jaschkowitz: Ändern wollten laut Befragung alle etwas. Als es aber ums Mitmachen ging, antworteten nur 50 Prozent, dass sie dabei sein wollten.

Es hat sich dann aus verschiedenen Gründen eine achte Jahrgangsstufe als Kern des Projektteams herausgebildet. Jeder in der Klasse hatte die Wahl mitzumachen. Wenn

man sich dafür entschieden hatte, war das verbindlich. So begann die Gruppe, sich regelmäßig zu treffen. Dass der Selbstfindungsprozess dieser Gruppe länger dauerte als erwartet, überraschte uns. Aber im Nachhinein ist es wohl wichtiger, funktionierende Strukturen gebildet zu haben, als so viel wie möglich Einzelaufgaben zu lösen. Die Schülerinnen und Schüler mussten vor allem lernen, dass nicht am Ende doch die Schulleitung entscheidet, sondern tatsächlich sie selbst gefordert waren. Verantwortung also nicht nur pro forma, sondern ganz echt.

Hat das Projekt-Team eine gewisse Eigendynamik entwickelt?

Jaschkowitz: Zentral waren vor allem die Fragen nach der Pausenversorgung und der Möglichkeit des Essens in der Schule. Außerdem sollten sich die räumlichen Bedingungen auf dem Pausenhof ändern.

Spannend fanden wir, dass die Jugendlichen strengere Pausenregeln forderten – oder besser gesagt: eine konsequentere Umsetzung dieser Regeln.

Das Ergebnis spricht für sich: Alle Beteiligten bestätigten, dass durch diese Mitbestimmungsmöglichkeiten Konfliktpotenziale entschärft wurden. Man begegnet sich nun eher mit Argumenten und in einer bislang unbekannteren Sachlichkeit – aber auch mit Hartnäckigkeit, wenn es um die Bringschuld der Schulleitung geht.

Welche Veränderungen nehmen Sie im Schulalltag wahr?

Groha: In der Gruppe waren die Veränderung sehr deutlich wahrnehmbar. Ein Erfolgsfaktor war mit Sicherheit die pädagogische Herangehensweise des sozialpädagogischen Teams und der Sozialarbeiterin. Und die andere richtige Entscheidung war, das Projekt an das FEZI auszulagern. Als Lehrer ist man in seiner festen Rolle gefangen – die Kolleginnen und Kollegen vom FEZI haben sicher einen ande-

ren Zugang. Aber das war schließlich auch eine sehr positive Erfahrung für die Schule bzw. die Schulfamilie.

Ist der Funke übergesprungen oder doch nur ein einmaliges Projekt?

Jaschkowitz: Aus sich selbst heraus trägt sich das Projekt noch nicht. In der Lehrerschaft hat das Projekt aber für deutlich mehr Offenheit gesorgt. Ich denke, dass diese grundsätzliche Offenheit für das Weiterleben der Projektidee sorgen wird.

Groha: Für eine dauerhafte Weiterführung dieses Ansatzes sind noch ein paar Dinge zu

*Ich finde Nachbarn schon wichtig.
Wenn man mal was braucht, Milch oder so,
dann kann man immer jemanden fragen
oder umgekehrt.*

Yusuf (14)

klären – unter anderem die Frage nach der Raumüberlassung für die Workshops. Wir müssen auch klären, wie die Freistellung vom Unterricht gewährleistet wird, wenn die Projektgruppe sich trifft. Aber letztlich ist in der Tat ein Funke der Begeisterung

übergesprungen. Es liegt nun auch an den Schülerinnen und Schülern, das Begonnene fortzusetzen. Von uns werden sie jede nötige Unterstützung bekommen.

Und für uns alle gilt wohl die Erkenntnis: Partizipation ist anstrengend und mit einem längerfristigen Lernprozess verbunden, auf den man sich einlassen muss. Wir haben eine Tür geöffnet und neuen Denkansätzen Platz gemacht. Auf die Fortsetzung sind wir alle gespannt.

Interview: Marko Junghänel

Unterschiedliche Altersgruppen unter einem Dach

Von acht bis achtzig

Die kinder-, jugend- und familienbezogenen Einrichtungen des Vereins Stadtteilarbeit e.V. haben ihren konzeptionellen Ursprung in einer quartiersbezogenen sozialen Arbeit und entwickelten daher von Anfang an ein lebenswelt- und stadtteilorientiertes Programm. Hierbei bilden die Aspekte alters- und generationenübergreifender Ansatz, Stärken von Nachbarschaften, Raum für Begegnung und Treffs sowie Partizipation Grundlagen unserer Angebote.

Die zur Verfügung stehenden materiellen und personellen Ressourcen sowie die Gebäude wurden von jeher unter diesen Prämissen genutzt und ausgebaut. So finden unsere Nutzerinnen und Nutzer Räumlichkeiten vor, die einerseits zielgruppenspezifisch auf deren Bedürfnisse hin ausgestattet und eingerichtet sind. Andererseits können diese Räume multifunktional genutzt werden.

In der Praxis funktioniert dies gut, solange klar ist, dass die jeweilige Zielgruppe eindeutig und vorrangig „ihren Bereich“ und „ihre Kontaktperson“ hat und sich gegenüber anderen hinsichtlich der Ausstattung und der Angebote gleichbehandelt fühlt. Aus dieser Position und der Sicherheit heraus akzeptieren sie, „ihre“ Räume mit anderen zu teilen und diese darüber hinaus auch mal gemeinsam zu nutzen.

*Für mich heißt Nachbarschaft eher,
dass jeder sein eigenes Ding macht.*

René (15)

Auf dieser Grundlage gelingen vielfältige Formen altersübergreifender Begegnung. Sie werden durch gemeinsame Aktivitäten herbeigeführt oder geschehen beiläufig durch parallel stattfindende zielgruppenspezifische Angebote. Darüber hinaus begünstigt die bereichsübergreifende Kooperation der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter ein integratives Miteinander. Sie bieten einen Teil ihres Programmes gemeinsam an und haben



Modell für die Zukunft? Kinder und Jugendliche brauchen eigene Räume.

Foto: Marko Junghänel

dabei die Entwicklungsübergänge der Kinder und Jugendlichen sowie deren Eltern im Blick (insbesondere an den Schnittstellen: Kindergartenalter – Grundschule, Grundschule – weiterführende Schule).

Konflikte leichter lösbar

Einige Familien fühlen sich über Jahre hinweg mit den Einrichtungen verbunden, da sie altersübergreifend von deren Angeboten erreicht werden. Beispiele dafür sind ehemalige Jugendliche, die inzwischen Eltern geworden sind und in bekannten Strukturen Angebote für sich und ihre Kinder nutzen. Oder es kommen Eltern, die für ihre kleineren und größeren Kinder passende Angebote an einem Ort finden, an dem sie sich zudem selbst willkommen fühlen. Das spart Wege und schafft Vertrauen. Die Jugendlichen gehen in der Regel rücksichtsvoll und zugewandt mit den „Kleinen“ (Vor- und Grundschulkindern) um, die gelegentlich ihre Räume „stürmen“.

Nach unseren Erfahrungen überwiegen die Vorteile eines altersgruppen-integrativen Konzeptes eindeutig. Es bereichert das Spektrum an Beziehungs- und Sozialisationserfahrungen und bietet ein Übungsfeld im Umgang miteinander. Es stärkt die nachbarschaftlichen Strukturen, da sich Nachbarn in den Einrichtungen kennenlernen und

gegebenenfalls einander unterstützen.

Nicht zuletzt fördern wir eine gute Nachbarschaft durch unsere Öffnung nach außen. Der Bewohnerschaft im Quartier stehen unsere Außenanlagen, unsere Nachbarschaftswerkstatt und manche der Räumlichkeiten auch zur Eigennutzung zur Verfügung. Die daraus entstandene Verbundenheit mit vielen der Anwohner und Anwohnerinnen kam uns vor einigen Jahren zugute: Eine kleine Gruppe aus der Nachbarschaft führte beispielsweise wegen Lärmbelästigungen zunehmend Beschwerden gegen uns, da sie sich von unseren Nutzerinnen und Nutzern gestört fühlte. Es kam zu mehreren Aussprachen zwischen beiden Parteien. Schließlich konnten für alle Beteiligten gute Lösungen gefunden werden. Dies gelang vor allem deshalb, weil es aus der Nachbarschaft eindeutige und umfangreiche Parteinahme für uns gab.

Letztendlich laufen mögliche Konflikte und Unstimmigkeiten verschiedener Interessen- und Nutzergruppen immer wieder auf Aushandlungs- und Abstimmungsprozesse hinaus. Wenn sie gelingen, eröffnen sie neue Optionen für ein gutes Zusammenleben von Menschen unterschiedlicher Herkunft und unterschiedlichen Alters im Stadtteil.

*Regina Vogel, Stadtteilarbeit e.V.,
Bereichsleitung Frauen, Familie, Kinder*

Wie lebt es sich ...

... in einer Münchner Flüchtlingsunterkunft?

Wenn man aus Syrien flieht, scheint jeder andere Ort besser und lebenswerter zu sein. Zana (18) und Omar (23) konnten der nicht enden wollenden Gewalt in ihrem Land entkommen. Anfang des Jahres kamen sie nach Deutschland – Omar zunächst nach Landshut, Zana erreichte direkt München. In der Bayernkaserne lernten sie sich kennen und verbringen seither viel Zeit miteinander. „In Deutschland ist alles super – von den grünen Wiesen bis zu den Autos. Und die Menschen sind hier sehr, sehr freundlich – ständig lachen sie“, stimmen beide überein.

Doch was heißt es, als Jugendlicher seine Zeit in einer Erstaufnahmeeinrichtung verbringen zu müssen? Wie sieht der „Kosmos Bayernkaserne“ aus – wie muss man sich diesen Lebensraum entlang der Heidemannstraße vorstellen? Omar hat Glück – er besitzt die nötigen Papiere, zeigt stolz seinen blauen Pass, der ihm viele Freiheiten sichert: Er kann jederzeit die Unterkunft verlassen – kann sogar ins europäische Ausland reisen, darf arbeiten und vor allem: er kann ab Ende Juni einen Integrationskurs belegen. „Darauf bereite ich mich jeden Tag vor – lerne schon so gut es geht die deutsche Sprache in der Unterkunft.“ Das ist nicht ganz einfach. Immerhin teilen sich bis zu acht Personen ein Zimmer.



Viel freie Zeit – aber auch viele engagierte Menschen, die den Lebensraum der Geflüchteten mitgestalten.

Foto: KJR

Konflikte und Auseinandersetzungen würde es aber kaum geben.

„Wenn ich ehrlich bin, ist es schon oft langweilig. Viel mehr als Fußballspielen, Videos anschauen und rumhängen kann ich nicht tun, weil ich nur einen unsicheren Status habe und mich nicht ohne weiteres frei bewegen kann“, erklärt Zana. Für Abwechslung, Begegnungen und nicht zuletzt für die Möglichkeit, trotz allem ein wenig jugendliche Lebensfreude rauszulassen, sorgen viele engagierte Helferinnen und

Helfer, zum Beispiel das Team von LOK Arrival – eine Einrichtung des Kreisjugendring München-Stadt.

Zana und Omar wollen in jedem Fall in Deutschland bleiben – studieren und arbeiten – und „... vielleicht in zehn Jahren eine Familie gründen.“ Im Moment haben sie für eine Beziehung keinen Nerv. Dabei ist die Möglichkeit, lernen zu können, für beide Jugendlichen geradezu eine süße Verheißung.

Marko Junghänel

„Hotel Mama“ versus Verselbständigung

Raus von zu Haus?!

„Die jungen Leute wohnen immer länger zu Hause bei ihren Eltern“ hört und liest man immer wieder. In diesem Zusammenhang wird gern vom „Hotel Mama“ gesprochen. Diese vermeintlich idyllische familiäre Obhut ist von den Jugendlichen aber nicht immer frei gewählt.

Der Traum von einer eigenen (bezahlbaren) Wohnung ist auf dem überhitzten Immobilienmarkt eigentlich nur mithilfe der Eltern zu realisieren. Sie müssen einen Mietzuschuss oder eine Mietbürgschaft abgeben oder helfen, die Vermieter zu überzeugen. Manche Eltern können oder wollen aber nicht bei der Suche behilflich sein.

Alternative Wohngemeinschaft!?

Leider ist das hohe Preisniveau auch auf dem Markt für Wohngemeinschaften (WG) angekommen. WG-Zimmer unter 500 Euro im Monat sind kaum noch zu finden. Ver-

gleichsweise günstige Angebote sind nur über persönliche Vor-Ort-Beziehungen zu ergattern, was die Suche für Auswärtige erschwert. Außerdem werden WGs vorwiegend von Studierenden bewohnt, die bevorzugt andere Studierende suchen.

Wie wäre es mit einem Wohnheimplatz!?

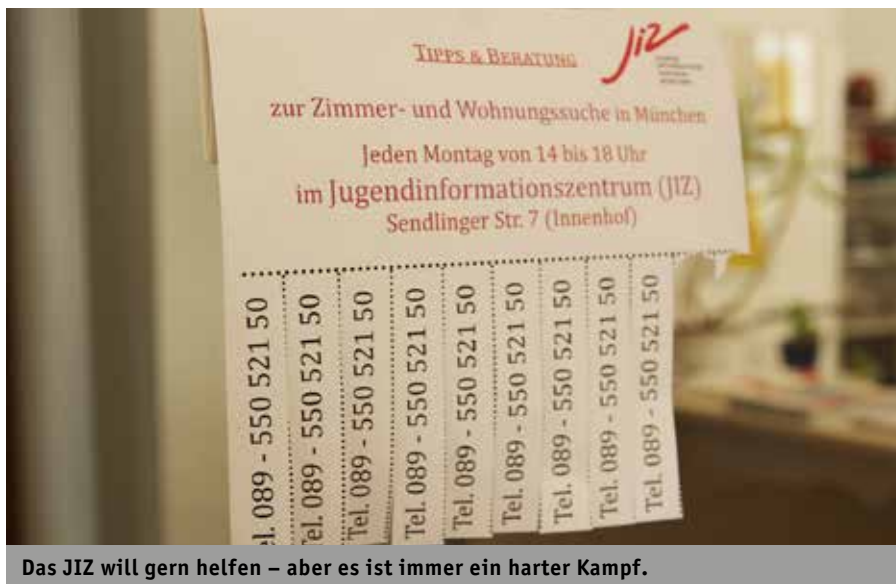
Wohnheimzimmer für Studierende kosten ab 150 Euro im Monat und sind deshalb preislich nicht zu schlagen – entsprechend heißbegehrt. Leider übersteigt die Nachfrage das Angebot bei Weitem. Viele Wohnheime nehmen deshalb keine Studierenden mit Elternwohnsitz innerhalb des Einzugsbereichs des öffentlichen Nahverkehrs auf. Trotzdem kommt es zu langen Wartezeiten. Das Studentenwerk München verlost einen Teil seiner Zimmer für Erstsemester. Wer kein Glück hatte oder sich zu spät registriert hat (z.B. weil erst im Herbst eine Zusage für einen Studienplatz in München kam), kann ggf. vo-

rübergehend ein Bett in einer Notunterkunft des Studentenwerks erhalten.

Ähnlich dramatisch ist die Situation bei Wohnheimen für Auszubildende oder Fachschülerinnen und -schüler. Wer zum Ausbildungsbeginn im Herbst ein Zimmer ergattern will, hat nur im Frühjahr realistische Chancen. Auch hier werden Jugendliche aus dem Großraum München oft nachrangig bedient. Die Preise für ein Einzelzimmer beginnen ab etwa 300 Euro im Monat. Einige Wohnheime bieten ihre Zimmer „nur“ inklusive pädagogischer Betreuung und Vollverpflegung an oder speziell für Blockschülerinnen bzw. -schüler.

Geld für Wohnen und Leben

Neben Kindergeld können (Fach-)Schülerinnen und -schüler bzw. Studierende „BAföG“, Azubis „Berufsausbildungsbeihilfe (BAB)“ beantragen. Beide Leistungen sind an das Einkommen der Eltern gekoppelt. Beim Schüler-BAföG und bei BAB für Minderjährige



Das JIZ will gern helfen – aber es ist immer ein harter Kampf.

Foto: JIZ

gibt es keinen Anspruch, wenn sich Schule oder Ausbildungsbetrieb in „zumutbarer“ Entfernung zum Elternhaus befinden. Bei der Berechnung wird jeweils keine Rücksicht auf die hohen Miet- und Lebenshaltungskosten in München genommen.

„Wohngeld“ als Unterstützungsleistung kommt in der Regel auch nicht infrage, wenn „dem Grunde nach“ Anspruch auf BAföG oder BAB besteht. Erhält er oder sie diese Leistungen nicht, z.B. weil die Eltern rechnerisch über ein zu hohes Einkommen verfügen, sind die Eltern in der (Unterhalts-)Pflicht.

Junge Volljährige ohne Ausbildungs- oder Arbeitsplatz können Leistungen der Jobcenter (Hartz IV) beziehen. Sie erhalten aber meist keine oder niedrige Leistungen, wenn sie vor dem 25. Geburtstag aus dem Elternhaus bzw. der familiären Bedarfsgemeinschaft ausziehen.

Sozialwohnung

Die erste Hürde hierfür ist, dass man im Regelfall mindestens fünf Jahre in München gemeldet sein muss. Die zweite Hürde: Die

Registrierung beim Amt für Wohnen und Migration dauert zur Zeit drei bis vier Monate. Hat man sich erfolgreich für eine sozial geförderte Wohnung registriert, befindet man sich auf einer nahezu unendlich langen Liste (2015 mit rund 13.000 Haushalten – Tendenz steigend).

Hilfe vom Stadtjugendamt

Junge Erwachsene bis 21 Jahre (und im Einzelfall darüber hinaus) können in schwierigen Lebenssituationen pädagogische Hilfen über das Stadtjugendamt vermittelt und genehmigt bekommen. Die Plätze sind rar und werden erst nach genauer Prüfung bewilligt. „Betreutes Wohnen“ erfordert eine aktive Mitarbeit der Jugendlichen und das Einhalten von Regeln.

Fazit und Ausblick

Die hohen Lebenshaltungskosten in Kombination mit extrem knappem Wohnraum machen junge Leute in München stark von den Möglichkeiten und dem Willen der Eltern oder von Ämtern abhängig. Es bleibt zu hoffen, dass unter dem Motto „Wohnen für alle“ ab 2017 ausreichend günstiger Wohnraum speziell auch für junge Leute geschaffen wird.

Stephan Hadrava,
JIZ, KJR

Wie lebt es sich ...

... im Jugendwohnheim Salesianum?

Kira Bönig (18) lebt seit fast zwei Jahren im Jugendwohnheim Salesianum in Haidhausen. Die angehende Tourismuskaufrfrau genießt vor allem die gute Gemeinschaft und die vielen Freizeitmöglichkeiten in dem Haus der Salesianer Don Boscos, einer katholischen Ordensgemeinschaft. Etwa 90 Auszubildende leben im Bereich Jugendwohnen des „Sales“.

„Das Schönste hier ist für mich das Abendessen. Alle kommen zusammen und reden über den Tag. Wir sind dann eine große Gruppe, und jeder kennt jeden. Danach schauen wir einen Film an oder gehen in die Lounge. Da ist immer was geboten. Montags mache ich zum Beispiel beim Gitarrenkurs mit. Oder wir spielen Karten oder andere Spiele. Im Haus gibt es auch Billardtische, eine Kletterwand, einen Fitnessraum und sogar ein Schwimmbad. Und einmal im Monat gehen wir mit der Gruppe zum Beispiel zum Grillen an die Isar oder ins Kino. Schlafen gehe ich so gegen 22 Uhr. Schließlich muss ich früh raus.

Der Tagesablauf ist gar nicht so anders, als wenn ich zuhause wohnen würde. Aber da kann ich auch mal auf mein Zimmer gehen. Hier komme ich fast nie dazu. Hier sind so viele Menschen, ich bin immer auf Trab. Das



Sich wie zu Hause fühlen – Putzdienst inklusive

Foto: Christina Tangerding

Einzige, was ich vermisse, sind das Abspülen und solche Dinge. Ja, wirklich! Wir bekommen das Essen, das Geschirr wird gespült und einmal wöchentlich werden die Zimmer geputzt. Klar, um die Wäsche muss man sich kümmern und den Müll runterbringen. Aber um selbständig zu werden, wäre es gar nicht schlecht, wenn man ein bisschen mehr machen müsste.

Jedenfalls bin ich sehr froh, dass ich mich für das ‚Sales‘ entschieden habe. Ich mag den offenen Umgang und das Zusammengehörigkeitsgefühl. Du fühlst dich nie

allein. Wenn's dir mal schlecht geht, kannst du zu deinen Mädels gehen. Ich habe hier schon viele – auch enge – Freundschaften geschlossen. Gerade am Anfang war auch das Betreuer-Team ein wichtiger Rückhalt. Wenn es mir mal in der Arbeit nicht so gut ging, hatte ich einen Erwachsenen, der mich unterstützt. Und auch jetzt kann ich zu den Betreuern gehen, wenn ich irgendwelche Fragen habe. Sie sorgen dafür, dass es uns wirklich gut geht.“

Christina Tangerding

Privates Wohnen für Geflüchtete

Platz Da!

Die Flüchtlinge sind da und es werden weitere kommen. Die Frage ist jetzt: Wo werden sie leben und wie werden wir mit ihnen leben?

Mit diesen Fragen werden die Besucherinnen und Besucher der Website des Bündnisses „Platz Da! Privates Wohnen für Geflüchtete“ begrüßt. Der Vorstand des Kreisjugendring München Stadt hat in seiner Januar-Sitzung beschlossen, sich den Forderungen des Bündnisses anzuschließen und die Kampagne zu unterstützen. Das Bündnis hinter der platz-da-bayern.de-Kampagne besteht aus Refugio München, Bellevue di Monaco, dem Verein für Sozialarbeit e.V., dem Bayerischen Flüchtlingsrat und Lichterkette e.V.

Warum ist dieses Bündnis nötig? Die Unterbringung Asylsuchender ist zunächst Aufgabe der Kommune und in §53 des Asylverfahrensgesetzes geregelt. Darin steht:

(1) Ausländer, die einen Asylantrag gestellt haben und nicht oder nicht mehr verpflichtet sind, in einer Aufnahmeeinrichtung zu wohnen, sollen in der Regel in Gemeinschaftsunterkünften untergebracht werden. Hierbei sind sowohl das öffentliche Interesse als auch Belange des Ausländers zu berücksichtigen.

(2) Eine Verpflichtung, in einer Gemeinschaftsunterkunft zu wohnen, endet, wenn das Bundesamt einen Ausländer als Asylberechtigten anerkannt [...] hat.

Hilfsbereitschaft ungebrochen

Bayern hat eines der strengsten Aufnahmegesetze bundesweit. Konkret bedeutet das Gesetz, dass sich Asylsuchende erst mit

gesichertem Aufenthaltsstatus, also nach Abschluss ihres Asylverfahrens, eine eigene Privatwohnung suchen dürfen. Während des Asylverfahrens ist die Vermittlung nur in Ausnahmefällen, beispielsweise bei schwerer

PLATZ DA!
PRIVATES WOHNEN FÜR GEFLÜCHTETE

Krankheit, möglich. Für die Dauer des Asylverfahrens sind die Asylsuchenden gesetzlich verpflichtet, in einer Gemeinschaftsunterkunft zu wohnen. Je nach Herkunftsland und Anerkennungs-Chancen kann dies ein Zeitraum von wenigen Monaten bis zu mehreren Jahren sein.

Zwar gibt es bestehende Standards für die Ausstattung und Unterbringung in Gemeinschaftsunterkünften, doch können diese aufgrund der Zugangszahlen im letzten Jahr und wegen der komplizierten Standortplanung in München nicht immer eingehalten werden. Das heißt, dass auch zum aktuellen Zeitpunkt in München einige Menschen in Leichtbauhallen, Containern oder maroden Gewerbeimmobilien untergebracht sind. Die Brandschutzbestimmungen für die Leichtbauhallen erlauben nur Sichtschutzwände bis zu einer Höhe von 1,60 Meter. Speziell in den Gewerbeimmobilien ist es nicht immer möglich, allein reisenden Frauen oder Familien eigene Räume oder Kochgelegenheiten zur Verfügung zu stellen. Die Abschottung der Unterkünfte verhindert die Integration der Bewohnerinnen und Bewohner; die fehlende Privatsphäre fördert Konflikte.

Ziel der Kampagne ist, Asylsuchenden – unabhängig von ihrem Aufenthaltsstatus – die private Wohnsitznahme zu erlauben, um ihnen ein menschenwürdiges, selbstbestimmtes Leben zu ermöglichen. Damit sollen gleichzeitig Aufnahmeeinrichtungen entlastet werden – zweifelsohne ein wichtiger Beitrag zu schnellerer Integration.

Praxisbeispiele aus anderen Bundesländern, in denen privates Wohnen gang und gäbe ist, zeigen positive Effekte, unter anderem:

- Stärkung der Eigenverantwortung und Selbsthilfe der Geflohenen
- Förderung des Spracherwerbs
- verstärktes Interesse an einer Arbeitsaufnahme, um den Lebensunterhalt eigenständig zu sichern
- Vermeidung sozialer Brennpunkte
- Rückgang der Bürgerproteste gegen Asylbewerberheime in ihrer Nachbarschaft
- mehr Plätze in Gemeinschaftsunterkünften für kurzfristige Aufenthalte
- Entlastung kommunaler Haushalte
- insgesamt bessere Integration

Auch in Bayern gibt es viele hilfsbereite und engagierte Bürgerinnen und Bürger, die gern privaten Wohnraum für Geflüchtete zur Verfügung stellen würden. Aufgrund bürokratischer Hürden und einer strengen Gesetzgebung ist das bisher aber kaum umsetzbar. Dies soll mit Hilfe der Kampagne geändert werden. Weitere Information unter <http://platz-da-bayern.de>

Fabian Pfundmeier,
Projektleitung Junge Geflüchtete, KJR

Junge Menschen auf – in – an der Isar

(Fast) ein Traum

**„Und da Fluss träumt von Millionen Jahren,
und laft oiwei so dahin,
in seim ewigen Tal? smaragdgrün?
des is des Isarflimmern mitten im
Paradies.“***

Tja die Isar. Was für ein Traum mitten in München. Der Willy Michl hat es schon vor vielen Jahren gewusst. Durch unsere Stadt fließt ein Juwel in Trinkwasserqualität. Die gesamte innerstädtische Isar ist Landschaftsschutzgebiet und ihre renaturierten Auen grenzen im Süden und Norden an FFH-Schutzgebiete. FFH-Gebiete sind spezielle europäische Schutzgebiete des Natur- und Landschaftsschutzes und dienen dem Schutz von Pflanzen, Tieren und Habitaten (Lebens-

räumen, Anm.d.Red.). Die Isar verbindet den Münchner Süden mit Alpenvorland und Bergen mit der herrlichen Landschaft des Erdinger Mooses im Norden.

Aber was ist aus der flimmernden Isar mit ihrem leisen Plätschern, ihren Weidenbüschen, ihren Nackerten, den stillen Plätzen und ihren Rückzugsorten für Stadtflüchtlinge geworden? Ein überfüllter Badestrand, der an warmen Sommerabenden im dicken Rauch der Einmalgrills verschwindet. Eine gigantische Partyzone mit endlosen Schlangen vor wenigen Dixi-Klos und stinkenden Müllbergen am Morgen danach. Degradiert zum Sportobjekt von Mountainbikern, Stand-up-Paddlern, Surfern und Kanuten. Letzter Rückzugsort der Münchner Punkszene, wo hippe Neopunks in ihr schwarzes iPhone starren. Ein

erweiterter Biergarten zur Großstadtfucht nahe am FFH-Schutzgebiet. Flaniermeile und Joggingstrecke, Kinderwagenpromenade und Spielplatz, eine Hundewiese mit unvermeidlichen Tretminen. Eine Schwimmhilfe für hunderte besoffener Freizeitkapitäne in Biergefüllten Supermarkt-Schlauchboote. Das alles verändert die schnell und reißend fließende Isar zu einem müden und in ihrer Einmaligkeit gefährdeten Bach.

Lebensraum für alle

Doch es gibt noch Fluchten und Abenteuer. Hier kann man von Brücken neben Flöße springen und ein kühles Bier ergattern. Unterm Flaucher-Steg gibt es die besten Sommerpartys des Jahres. Wo kann man mitten in

einer Stadt schon so relaxen? Wo kann man große Huchen und Forellen mit Fliege fischen und gleichzeitig auf ein weltberühmtes Museum blicken? Wo kann man so toll Mountainbike fahren, bouldern, schwimmen, baden, flanieren und sich sonnen?

Damit dies alles auch in Zukunft möglich ist, braucht es einen klugen Ausgleich der Interessen zwischen den verschiedenen Nutzer- und Interessengruppen bzw. dem Naturschutz. Der stadtnahe Natur- und Erholungsraum Isar hat das bitter nötig, wenn er nicht an seiner eigenen Attraktivität ersticken will. Wenn Tausende flanieren, kann man nicht mit Vollgas Mountainbike fahren.

**„in da Sommassonna
auf dem weißen Kies,
i sog eich des is,
des Isarflimmern mitten im Paradies“***

Die Natur braucht ebenfalls Schutzräume, in denen sich Flora und Fauna erholen können. Es ist deshalb schwer zu verstehen, dass hier nix weitergeht. Allein auf eine Nutzungslenkung der Mountainbiker um die berühmten Isar-Trails wird seit Jahren gerungen – ohne greifbares Ergebnis. Der Wanderweg südlich der Großhesseloher Brücke ist nun schon das dritte Jahr in Folge völlig unnötig gesperrt. Erst 2018 soll es zwei zusätzliche WC-Anlagen im Bereich des Flauchers seit der Renaturierung



Ein Paradies – mitten in der Stadt: die Isar

Foto: Tchaka

der Isar vor sieben Jahren geben. Bei den tausenden Nutzerinnen und Nutzern im Sommer nur ein kleiner Schritt zur Verbesserung der Situation. Die neue Bade- und Bootverordnung ist im Sommer 2016 nach langem Hin und Her über 25 Jahre endlich auf den Weg gebracht worden. Sie wird auf weiteren Strecken das Baden in der Isar legalisieren. Das alles aber wohl zum Preis einer sehr unansehnlichen Schilderflut, die vor allen möglichen Gefahren des Schwimmens warnt.

Naturschutz und Verkehrssicherungspflicht passen nicht immer zusammen. Vor allem junge Menschen brauchen einen Platz, wo sie jung sein können; wo sie lachen, feiern, leben und lieben können – wo nichts geregelt ist. Dafür war und ist die Isar ein wunderbarer Platz.

Gerhard Wagner, Abteilung Jugendarbeit, KJR

* Textauschnitte aus „Isarflimmern“ von Willy Michl

(Natur-)Lebensräume für Jugendliche haben einen hohen Preis

Wem gehört die Stadt?

München: Ein 700 Quadratmeter großes Baugrundstück soll für 1,7 Millionen Euro verkauft werden. Oder anders gerechnet: 700 Quadratmeter Brachfläche – ein unverbautes Gelände für Jugendliche. Wie viel wäre uns das wert? Fest steht, der Druck auf die Vermarktung von Freiflächen in Ballungsräumen steigt. Finanzhaie konkurrieren um naturnahe Räume, die noch nicht verplant sind.

Bestenfalls springt ein im Flächennutzungsplan ausgewiesener, nach EU-Norm festgelegter Platz raus. Das wollen Jugendliche nicht. Sie wollen eigene Räume gestalten, mit möglichst wenig Grenzen. Der freie Naturraum ist dafür eine wichtige Grundlage, die schon in der Kindheit prägend ist und in der Jugend belebt werden will. Aus psychologischer Sicht ist belegt, dass Kinder und Jugendliche Naturerfahrungen für eine gesunde Entwicklung brauchen.

Naturnahe Räume sind in unseren Städten rar geworden, und damit fehlt es an funktionsungebundenen Räumen und ökologischen Nischen. Kinder und Jugendliche müssen ein



Harte Konkurrenz im Wettstreit der Interessen

Foto: M. Großmann, pixelio.de

Teil der „wilden“ – ihrer eigenen – Natur werden. Sie sollten Naturschutzflächen betreten und verändern dürfen, um ihre persönlichen Lebensräume und die der Pflanzen und Tiere zu entdecken; und das ohne permanente Kontrolle durch Eltern oder pädagogisch Tätige. Der spätere Umgang der Jugendlichen

mit Umwelt und Natur hängt stark davon ab, ob sie als Kinder Erfahrungen in naturnaher oder naturferner Alltagsumgebung machen konnten.

Wie bewegen sich Jugendliche in ihrer Umgebung? Sie wollen einen eigenen Raum und ein eigenes „Haus“ gestalten bzw. besetzen. Sie möchten Zeichen setzen. Doch wo ist das möglich? Am besten auf Flächen, die noch nicht gestaltet sind. In dicht besiedelten Ballungsräumen wie München ein Problem. Die Verinselung öffentlicher Räume verringert Aktionsräume vor unserer Haustür. Dabei wären solche Aktionsräume und sozialen Kontakte in der nächsten Umgebung besonders wertvoll.

Keine Insel-Lösungen!

Jugendliche brauchen Ganzheitlichkeit und Verbindungsräume statt Verinselung und vorgestaltete Flächen. Wenn aus Naturräumen selbst gestaltete Kulturräume werden, mit emotionaler Verbindung zum Geschaffenen, hinterlässt das Spuren im „emotionalen Gedächtnis“ und begründet eine Wertschätzung für die Natur. Daraus

formen sich Geschichten und Erfahrungen, die später den eigenen Kindern erzählt und vorgelebt werden können.

Jugendliche brauchen eine Lobby und eine Beteiligungskultur für mehr Naturräume in Ballungszentren. Es geht um eine politische Kultur, die sich dafür einsetzt, dass es in der Stadt Räume und Gelegenheiten gibt, die für eine freie Naturerfahrung verbindlich ausgewiesen werden. Es genügt nicht, wenn sie nur kurz zur Verfügung stehen und dann einer lukrativeren Nutzung oder intensiven

Nachbarschaft ist bei uns im Haus eine Gemeinschaft, die sich gegenseitig hilft, wo jeder jeden kennt und sich fast alle gut verstehen.

Justin (15)

(Grün-)Gestaltung unterworfen werden. Wer ist in den Städten dafür zuständig, Naturräume, vergessene Flächen, wo z.B. ein Bauwagen aufgestellt werden kann, für

Jugendliche zu schützen? Häufig werden diese „wildern Räume“, die Treffpunkte in der Natur lediglich „aufgehübscht“ oder verbaut. Direkte Naturerfahrung, ein Lagerfeuer, Grenzerfahrungen sind dort kaum möglich. Eben diese Erfahrungen sind heute wichtig, um eigene Grenzen und einen schonenden Umgang mit der Natur zu erlernen.

*Regina Kaufmann,
Jugendorganisation Bund Naturschutz*

Wenn München zur Erlebnis-Lebenswelt für Jugendliche wird

Aus teuer wird umsonst

Dass München aus mehr als einem Wohnquartier besteht, ist Jugendlichen zumindest theoretisch bekannt. Ihr Interesse beschränkt sich jedoch oft auf das nähere Wohnumfeld; vielleicht noch auf Örtlichkeiten entlang ihrer Stamm-U-Bahn-Strecke oder auf den geliebten Stachus. Dass es abseits der immer gleichen Straßen auch einen kostenlosen Erlebnisraum gibt, darauf muss man sie meist erst aufmerksam machen.

Die seit mehr als zehn Jahren stattfindenden Stadtrallyes des Jugendtreffs Intermezzo versuchen, den Blickwinkel auf ihre Stadt nicht nur zu erweitern, sondern das Interesse an einer großen Stadtgemeinschaft erlebbar zu machen. Um vielleicht das Quartier mal in eigener Regie zu verlassen.

Die dazu angebotene Innen- bzw. Altstadttour lässt bekannte Postkartenmotive lebendig werden. Durch knifflige Fragen und Aufgaben wird man hinter die Kulissen von großen Fassaden und schmalen Gassen, auf Türme und Dächer geführt. Die Jugendlichen

Nachbarschaft heißt für mich, dass man eigentlich friedlich zusammen in einem Haus wohnt. Auch wenn man mal mit einem Nachbarn Streit hat.

Gizem (11)

begegnen der Stadtpolitik, dem Märchenkönig und dem Teufel. Und der Blick vom Alten Peter will wirklich erarbeitet werden und kostet auch so manche Überwindung gegenüber steilen Treppen und schwindelerregenden Höhen. Und natürlich darf in solch einer Stadt auch geshoppt werden, wobei der kritische BNE-Blick (Bildung für nachhaltige Entwicklung, Anm.d.Red.) interessante Aspekte der glitzernden Einkaufsmeile in der Fußgängerzone behandelt.

Wenn am Sankt-Jakobs-Platz eine Brotzeit auf dem Programm steht, wurden zuvor auf dem Viktualienmarkt entsprechende Einkaufslisten abgearbeitet. Dabei sind Verkaufsgespräche mit den Standfrauen oft genug ... ungewöhnlich.



Auf Entdeckungs-Tour durch die eigene Stadt

Foto: Intermezzo, KJR

Der Englische Garten ist ein weiteres mögliches Ziel der kleinen Stadtreisen. Die Erlebnistour durch eine der größten Parkanlagen der Welt (größer als der Central Park in New York) ist ohne Fahrrad kaum zu machen. So rollen die Entdeckerinnen und Entdecker durch den eher bekannteren Südteil und den – auch bei vielen Münchnerinnen und Münchnern – oft unbekanntem Nordteil (Hirschau). Und bevor alle am Seil die Isar überqueren, gibt es Surfer, Biergärten und sogar ein japanisches Teehaus zu bestaunen. Wenn schließlich das malerische Rumfordschlössl mitten im Park als Übernachtungsstützpunkt für die zweitägige Safari dient, vergessen alle schnell, dass sie sich mitten in einer Millionenstadt befinden.

Die Stadt mit anderen Augen sehen

Während der Tour durch den Olympiapark gehört der Vormittag den Labyrinthen des ehemaligen Olympischen Dorfes, wo es nicht nur einen in sich geschlossenen Lebensraum zu erkunden gilt, sondern auch eines der dunkelsten Kapitel der Stadtgeschichte: das Attentat auf die israelische Olympiamannschaft 1972. Für die Jugendlichen immer ein Ort der Nachdenklichkeit inmitten des

turbulenten Treibens ringsumher. Dieses Innehalten löst sich bei einer Blitz-Bildersuche im Studentendorf.

Am Nachmittag geht es hinüber in den eigentlichen Olympiapark. Dort werden die Sportstätten bestaunt und die eigenen sportlichen Fähigkeiten getestet. Das Olympiapark-Team steht für Fragen zur Verfügung und ein abschließender Blick vom Olympiaturm über die berühmte Zeltdachkonstruktion des Stadions, hinüber zur Allianz-Arena und die BMW-Welt bis zu den Alpen lässt die Münder zuweilen weit offen stehen.

Die Intermezzo-Stadtrallyes stehen aktuell vor neuen Herausforderungen: Das Interesse der Schülerinnen und Schüler von Übergangs-Klassen ist enorm gestiegen. Das bewährte Konzept, mit Texten zu arbeiten, hat sich deshalb deutlicher in den Bild- und Aktionsbereich verlagert. So haben auch die „neuen“ Münchnerinnen und Münchner die Möglichkeit, so manches Abenteuer zu erleben und Geheimnisse zu entdecken. Außerhalb ihres angestammten Wohn-Quartiers warten zahllose Möglichkeiten, sich als Teil des großen Stadtlebens zu begreifen und zu erleben.

Heiko Neumann, Intermezzo, KJR